

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Dorothea in Rom.

(Reisebrief einer 11jährigen.)

Dorothea Schläger war die Tochter eines berühmten Vaters, des Historikers A. L. Schläger, Professors in Göttingen. Sie war ein ganz ungewöhnlich begabtes Mädchen, wurde von ihrem Vater zu großer Gelehrsamkeit erzogen und im Alter von 17 Jahren mit dem Doktorhut geschmückt. Einige Jahre später heiratete sie den Vizebürgermeister Rodde. Kennt ihm drei Kinder und stirbt im Alter von 55 Jahren. Bis zu ihrer Ehe war ihr Leben von sorgsamsten Eltern behütet — die Stürme begannen erst, als sie Rodde die Hand zum Lebensbund reichte.

Das denkwürdige Leben dieser Frau hat jetzt Leopold von Schläger, ein Enkel ihres Bruders, ausführlich beschrieben — weit über die Briefe und Schriftstücke des Familienarchivs, über mündliche und schriftliche Überlieferungen hinausgehend. (Dorothea von Schläger, 1770 bis 1825. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Was diese Frau auszeichnete, war ihre Schlichtheit und natürliche Anmut; sie war ein ganz unverbildeter, natürlicher, frohlicher Mensch und machte von ihrer Berühmtheit und Gelehrsamkeit gar kein Wesen. Auch nach dem Bankrott Roddes, in Armut und Sorgen, hielt sie den Kopf trotz aller Widerwärtigkeiten hoch und blieb die geistreiche, vielbewunderte Frau, vor allem aber auch die treffliche Mutter. Zwei Kinder durch den Tod beraubt, unternimmt sie, um das letzte frische Kind zu retten, eine höchst bedauerliche Reise nach dem Süden. Auf der Rückfahrt erkrankt sie und stirbt. So erscheint sie uns in immer neuer erregender Gestalt — eine wahrhaft ungewöhnliche Frau, von der Goethe sagte: „Sie verdient es, daß ihr Andenken erhalten bleibe“.

Reich und glücklich war ihre Kindheit. Der Vater nahm das 11jährige Mädchen (5 Jahre vor Goethes italienischer Reise) zum Schreden aller Göttinger Jüde, mit nach Rom. Dort hat sie das reizvollste Schriftstück des Bandes, den Brief an ihre Tante, die Hofrätin Döder in Jena, geschrieben, den wir auszusuchen wiedergeben.

„Ja, ja, liebe Tante! nun bin ich ja doch in Rom! Vor einem halben Jahre haben Sie es noch nicht glauben wollen. Ich denke nun wohl, daß wir fast dreißig Jahre deutsche Meilen voneinander sind; aber ich kam diese dreißig Jahre in so angenehmer Weise durch, wie im Schlaf, ebenso, wie man 18 Meilen allmählich, wie im Schlaf, von Göttingen nach Jena macht.“

Heute vor 14 Tagen kamen wir hier, Dienstaags, den 15. Januar, an. Dieses wird mir immer der wichtigste Tag in meinem ganzen Leben sein.

Das Wetter war ganz ausnehmend schön, wie der herrlichste Frühlingsstag, und es war doch im Januar! Die Gegend war auch recht hübsch; es war abwechselnd, mit Hügel und der Tiber. Die Tiber, meine ich Wunder, was das für ein besonderer Fluß wäre; und siehe da, es war ein Fluß wie alle Flüsse, gerade wie unsere Rheine, nur etwas größer, aber eben so frische und soßer Schlämme.

Gegen 11 Uhr kamen wir nach dem Dorfe Prima Porta; dieses ist die letzte Station vor Rom, und hier war das hübscheste Wohnhaus, das wir auf der ganzen Reise gesehen hatten. Wir bestellten Karbonade, weil nichts anderes zu haben, aber die wurde uns auf einem Tisch zurechtgemacht, wo händelndes Staus aufsaß. Der Keil, der sie abmachte, und auf eben diesem Tisch Bratwürste einfüllte, sah nach unreinlicher wie kein Tisch aus. So was hatten wir eine Station vor Rom, vor Rom! nicht erwartet! Aber wir schauten unter Karbonade ein und dachten immer an Rom, und sprachen immer von Rom.

Nach Tisch um 1 Uhr reisten wir von diesem Ort ab. Das Wetter war eben so schön wie den Morgen, und der Weg ganz herrlich. Wir fuhren mit Postkutschen, und es ging so flott, daß die Pferde zweimal schliefen. Wir waren bald auf der Ebene, bald auf kleinen Hügelchen, die nichts bedeuteten. Nun kamen wir Rom immer näher. Es wurde eine Prämie ausgesetzt, wer es zuerst rief: allein es ging wie bei der Entdeckung von Amerika, drei wollten es zuerst gesehen haben, also unterließ die Ausstellung der Prämie. Die Kuppel der Peterskirche erschien uns zuerst, das war ein Anblick!

Nun fuhren wir in einer geraden Straße, auf der uns fast keine Seele begegnete, bis vor Rom, und sahen hier um 1/2 Uhr durch das Voppebaumtor (Porta del Vopolo) ein.

Wir hatten kaum abgedacht, so bestellten wir uns bei einem deutschen Trattant, der auch auf deutsche Art kocht, und sogar, wenn man verlangt, mit Sauerkohl dient, ein hübsches Abendessen. Bis das fertig wurde, marschierte ich nach 4 Uhr mit einigen von der Gesellschaft in die Stadt, um die Peterskirche aufzusuchen. Das war eine Reise, wohl nicht viel länger, wie von Göttingen nach Wehnde! Wir hatten keinen Wegweiser, fanden uns aber glücklich mit Fragen hin; denn die Leute in Rom haben alle so etwas hübsches und Treuhanses. Wir kamen über die große Tiber-Brücke, und dann vor der alten, rötlichen Engelsburg vorbei; und nun guckte zwischen einer langen Straße von ganz mittelmäßigen, mitunter erbärmlichen Häusern die Peterskirche her. Vor ein unaussprechlich großer Platz, in der Mitte ein ganz anderer Keil von Obelisk, wie auf der Piazza del Vopolo; an beiden Seiten die immer sprudelnden Brunnen (wie die Königin Christina von Schweden hier war, meinte sie, sie sprangen Blut ihr zu Ehren und saate zuletzt: „Dah's man nun gut kenn! und weiter links und rechts die Kolonnen! — Nu, das allein war eine Reise nach Rom wert! Doch, was soll ich Ihnen alles das beschreiben, es steht ja schon alles im Volkmanne.“

Wir gingen nun die Treppe hinauf; dann in die große Halle, dann durch eine von den drei Türen in die Kirche selbst.

Manchmal überdachten wir nun die Kirche in ihrer ganzen Länge, und gingen langsam vorwärts. Hier ging es mir aber, wie es allen Kindern, und manchmal auch großen Kindern gehen soll, worüber ich noch lange nachher tüchtig ausgelacht worden bin. Ich weiß selbst nicht, wie mir war; die Kirche und alles, was drin war, kam mir nicht mehr so groß vor, und ich meinte zuerst wirklich, sie sei nicht viel größer, wie unsere Johannisstraße. Erst wie ich zum zweiten und drittenmal in diesem Weltwunder war, kam ich zu mir. Wenn man hineintritt, so stehen auf beiden Seiten Weißgewand von goldenen Armaturen, die werden von Zinnblechen getragen, die von weichen Armaturen sind. Diese Zinnblechen hatte ich zuerst für bläulich angesehen; nun aber, wie ich sie näher betrachtete, waren sie so lang wie der größte Granatstein. Und nun glaubte ich auch, daß der Hochaltar, den ich auf 12 Eilen geschaut hatte, so hoch wäre wie einer der höchsten Paläste in ganz Rom; und doch in jeder Seitenkapelle unsere große Kirche sehen konnte.

Den zweiten Tag nach unserer Ankunft sahen wir Maria Magdalene, eine der Hauptfiguren in Rom. Nicht weit davon war eine kleine Kirche namens S. Antonio Abate. Die

Heiligen sein fest war just heute. Da wurde ein Stück von seinem Arm herumgetragen in Prozession: das sah aus, als wenn man den Kehraus durch alle Straßen trug, nur ging es hier etwas langsamer. Es wurden auch wirklich englische Tänze in der Kirche gespielt, eben dieselben, die wir in Göttinge getanzt hatten. Sie können leicht glauben, daß mir hierbei das Tanzen in die Beine kam; aber die Musik war in der Kirche.

Ich hätte Ihnen, liebe Tante, noch sehr viel zu schreiben; denn nun erst fällt mir ein, daß ich Ihnen noch nichts von unserer Reise zwischen Göttingen und Rom erzählt habe; nichts von dem Ball in Göttinge, den Reichs-Infanterien in Nürnberg, der Schillerdenkmal und dem Rathaus in Augsburg, dem Marienbild zu Eitthal (wo es schon sehr italienische, dem Regelsbau in Innsbruck, dem allerliebsten Herrn Fürst Bischof von Brixen, dem heiligen Anton von Padua, von Eilhard Kangel in Rimini (auf der eben Rudolf getötet wurden), und dem heiligen Haus in Loreto. Nichts davon, wie herrlich sich im Amphitheater zu Verona Kaffee trinken läßt; nichts davon, wie stolz meine Sorten Reisesfahrten auf dem St. Markus-Turm in Venedig und hier auf den tapferlichen Stellen ihre Weiße Tücher rauchten, wie, wie, wie. Über das Schreiben und Arbeiten wird mir seit einigen Tagen unbeschreiblich schwer; ist der Schrittschritt schuld daran, oder habe ich einen Anfall, eine römische Dame zu werden? Auch frisiert mich so an die Platen, denn deutsche Dänen passieren hier nicht. Also Adeu, liebe Tante! Richtig, wenn ich wieder deutsch werde, will ich, will's Gott, auch fleißiger sein.“

Der Garten.

Von Walter v. Nimmell.

In Nikko, mitten in der schönen Bergwelt Japans, fügen sich mächtige Felsen zu dunklen Wäldern und schattigen Alleen zusammen. Über den grünen Fluß springt lustig und übermütig, knallend eine Holzbrücke hinüber. Hier, nahe dem klaren Wasser, nahe dem Berg, dessen Steilhang schwindelnde Felsen und Thronbäume rüstig zu erklimmen verlockt, ist untrübe, geweihter Tempelgrund. Erst die Lorbeeren und hoch die Vagabunden. Viel feierliche Stufen führen zu ihnen empor. Schimmernde Haseln, künftige Haseln, überwachsende, unerhörte Formen.

Als ich freilich nach Nikko kam, enthielt es mir kaum die Hälfte seiner ringsum verwehender gestreuten Reichtümer. Ein einziger schwerer Wollenbruch rasselte und prasselte unaufhörlich nieder. Der grüne Fluß unter der roten Brücke war zum gelben, reißenden Strom geworden, der Tempelgrund zu einem See, selbst in der Gebäude flutete das Wasser hinein. In den Heiligtümern war kaum etwas zu sehen, so tief hingen die Wollen und die Nebel herab. Bis auf die Haut durchdringt, kühle ich mittags wieder mein Viehl auf.

Als am Nachmittags das Unwetter noch schlimmer tobte und der Regen so dicht niederbrüllte, daß sich das aus der Ferne fast wie ein winterliches Schneetreiben anhob, lebte ich nicht zu den Tempeln zurück, verließ das alles auf den nächsten Tag. Da ich in meinen winddurchwehten, leichtgefugten Holzgängen schliefte, ließ ich mir ein Kohlenfeuer ins Zimmer tragen, hüllte mich in eine Decke, legte mich neben der glimmenden Lampe auf den Boden zu einer Stelle nieder. In Kieselgewisse und behaglicher Wärme war ich bald eingeschlafen.

Eine helle Mädchenstimme weckte mich. Sie rief irgend jemand einige freundliche Worte zu. Eine andere jugendliche Frauenstimme antwortete lachend. Dann war es wieder still und ich hatte ruhig weitergeschlafen können. Aber neugierig geworden, weil denn da so dicht neben mir kein munteres Wesen treiben mochte, stand ich auf und machte mir an meiner der oben gehörten Stimme ausgehört Tapetenwand unruhig zu schaffen. Es gelang mir auch, sie leise um einen Saal aufzuklopfen.

Überall sah ich in einem kleinen, engen Hofraum, der durch ein Borchdach vor dem Regen geschützt war. Auf diesem Gehört von nur wenigen Quadratmetern aber etwas ganz Erstaunliches: der Garten, der Park eines Königs! Weiße Felsenflächen und große Wälder. Die bunte japanische Färbung wirkte überaus schön. Die Felsen waren so gewaltig, wie die breiten Grundrissen ihres fatten Redelarsens dem bereits fast zu verfallenden Gebäuden des Throns im Farbenwettbewerb entgegen. Lauter Bäume, vollkommen alle in ihrer Art und dennoch keiner die Höhe kaum eines halben Fingers überschreitend. Rote Brücken, ganz genau so wie die, die ich am Vormittag gesehen, hängten sich in freiem, gefälligem Bogen über rubia dahinschwebende Flussarme. Teiche und Seen breiten sich, demoosie Felstrümmen liegen dazwischen. Ein Fischerboot ruht am Strand. Dunkle Holztempelchen stehen am Ufer, der Lorbeeren badebete seine morlichen Wästen noch im Wasser. Vagabunden streben still und feierlich empor. Gestiegte Sandwege laufen zwischen blühenden Blumenbeeten dahin. Ein Lustgarten, wie er sich nicht schöner denken läßt.

Vor diesem, ihrem Garten lauert auf dem blauen Holzboden, noch in der Halle, eine junge Japanerin. Wohl jene, deren frohe Stimme mich aus schwerem, mehrstündigem Schlaf geweckt. Liebenoll beugt sie sich zu ihrem wunderbaren Park hinab. Sie ganz verunken in seine Schönheit. Ich und zu greift ihre schmale Hand vorzüglich und behutsam hinab, irgend eine Kleinigkeit zu ordnen, ein abgebrochenes Reis, ein weißes Blattchen zu entfernen. Nun wirkt sie ein Atom Reisweiz auf das Wasser vor dem Tempel. Sofort beginnt es dort lebendig zu werden. Junge, im Sommer erst ausgeschlüpfte Fischbrut althert empor und häckelt nach den Stängeln. Aber diese Fischelein, nicht länger als ein Fingernagel, wirken in ihrer Unschuld, unter den Zwerge werden und dem Bläutempel wie schwere Riesenkarpfen.

Tiefer neigt das Mädchen sein schwarzes Haar, seine dunklen Augen und Wimpern über seinem See, als ob es in der ruhigen Flut sein Bild näher besehen, den Spiegel unter ihm fragen wolle, ob es wirklich zu den Schönheiten im Lande Nippon gehöre. Es lächelt. Der Spiegel muß gute Antwort gegeben haben. Auf sein Lächeln fällt ein Strahl der in wasserleuchtendem Glanz das Weiterwölft durchbrechenden Abendsonne. Sein Haar, sein liles, liles Kleid schimmert, der Seidengürtel leuchtet. Wie eine große Lotusblume ruht es träumend am Rand des Teichs.

Ich aber habe heute noch nicht den Königsgarten im engen, dunklen Hofraum vergessen. Wehr als je denke ich in diesen Tagen an ihn zurück. Denn jetzt, wo uns alle Meilen verläßt, die wirliche Welt zugerollt und verhallen ist wie noch mir, sollten vielleicht auch wir daran gehen, jeder in seinem Haus und Hofraum, Traumgarten und Räucherkerzen in irgend einen freien Winkel zu bauen, große, weite Welten des holdsten Scheins, köstlich und verklärter als alle wirklichen zum Trost unserer Tage uns ersetzen zu lassen!

Zu verkaufen: Einige gute und nützliche Reime.

Von Peter Robinson (München).

Damals, als wir noch Goldwährung hatten, habe ich einmal etwas gekauft, wofür ich eigentlich gar keine Verwendung hatte. Ich möchte es jetzt wieder zu verkaufen, und möchte es hiermit anbieten. Warum auch nicht? So viele Leute verkaufen heute entbehrliche Sachen, ja manche sogar ziemlich unentbehrliche. Der Artikel, dessen Veräußerung ich anstrebe, ist keine Alltagsware. Es sind einige schöne und für Leute mit bestimmten Vorurteilen zweifellos sehr nützliche Reime. Aber man höre erst, wie ich zu dem Einkauf gekommen bin.

Eine Viertelstunde westwärts von Zosow liegt am Oststrand die „Talmühle“. Die Bewohner dieser Gegend, soweit sie literarisch gebildet sind, bekennen, daß hier Eichendorff sein Lied „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“, gedichtet habe. Um niemand zu erzürnen, sei in diese Behauptung kein Zweifel gesetzt, wenn es auch merkwürdig erscheinen muß, daß jenes Lied bereits im „Deutschen Dichterwald“ für 1813 erschienen ist und Eichendorff erst sieben Jahre später in die Gegend der Talmühle kam.

Die Mühle ist heute nicht mehr zu sehen. Aber ein Felsen befindet sich dort, wohn in den vergangenen letzten Jahren (wie es heute sein mag, weiß ich nicht) im Sommer viele Leute zum Nachmittagskaffee gingen, weil es dort eine berühmte Sorte sehr großer Waffeln gab. Eine war zu wenig, denn sie schmeckten gut, und zwei waren beinahe zu viel, und deshalb sagte man nachher gewöhnlich mit Eichendorff: „Ich möchte am liebsten kerben!“ Und dann war man doch überzeugt, daß das berühmte Lied wirklich hier entstanden sei.

Nach dieser Talmühle war ich einmal in jenen vergangenen Zeiten gekommen. Es haben viele Leute dort, die Kaffee tranken, Waffeln aßen und dazu auf die See hinausschauten. In dieser Beschäftigung wurden sie unterbrochen durch einen Mann, der von Tisch zu Tisch ging und allzu lange nicht geschnittenes Haushaar und einen Kasten mit Ansichtskarten trug. Überall wurde er eine oder mehrere Karten los, und jedesmal bielt er sich merkwürdig lange dabei auf und schielte auf seine Abnehmer eindringlich ein, bis diese nach einmal in die Tasche griffen, worauf der Ansichtskartemann ihnen etwas ansehnend recht Bedenkenvolles ins Ohr flüsterte.

Schließlich kam er auch zu mir, und ich suchte mir zwei Karten aus. Dann hielt er mir diese Reime: „Von diesem romantischen Punkt wo Eichendorff sein herrliches „In einem kühlen Grunde“ gedichtet, werden Sie doch nicht eine nützliche praktische Karte abschneiden wollen, mein Herr? O nein — hier muß jede Ansichtskarte ein Gedicht erhalten. Zum mindesten einen Zweizeiler, mit Reim auf Ihren Vornamen. Ich berechne nur 50 Pf. dafür. Sie werden doch nicht nein sagen wollen?“

Dies wäre allerdings meine Absicht, erklärte ich ihm. Er wies auf die Menge ringsum. „Sehen Sie, mein Herr, alle diese Wälder, Hügel, Eöbne, Töchter, Onkel, Tanten usw., haben sich von mir Reime für ihre Karten aneignen lassen. Wollen Sie das einzelne unpoetische Gemüt hier sein? Wollen Sie allein die Dichtkunst nicht unterstützen?“

Dieser Appell machte mich nachsichtig, denn ich bin allerdings der Ansicht, daß man, wo es irgend angeht, etwas für die Dichter tun muß. „Also schon“, sagte ich, „ich heiße Peter.“

Er begann sich keinen Augenblick; sofort deklamierte er: „Bin ich entfernt auch viele Kilometer.“

Ich denke dein und grüße dich. Dein Peter.“

„Das ist freilich 50 Pf. wert“, sagte ich, denn ein Dichter will auch gelobt sein, und bezahlt das Gedicht, was die Dichter meistens auch wollen. Er bedankte sich. „Dennmal war's nicht so schwer“, meinte er, „aber bei manchen Namen muß ich mich doch gebückt anstrengen.“

„Das kann ich mir denken. Aber was machen Sie, wenn es überhaupt keinen Reim auf einen Namen gibt?“

„Das kommt bei mir nicht vor“, erklärte er mit einigem Stolz.

Da ich hin und wieder auch Reime, glaubte ich das begreiflich zu dürfen. Er nahm diese Bedeutung aber beinahe über. „Ja, mein Herr! Sie können mich auf die Probe stellen. Für 50 Pf. liefere ich jeden Reim!“

Seine Eiserkeit imponierte mir. Es ist ein unangenehmes Gefühl, wenn einem ein Reimkollege imponiert. Ich mußte ihn vor eine unüberwindliche Schwierigkeit stellen. „Was meinen Sie zu Hermann?“ fragte ich.

„Ich hör' des Meeres schreckliches Geräusch an —“

„Und denk' an dich, mein Brauchden. Glück, dein Hermann.“

„Dennemwetter, Sie haben recht! Aber Otto?“

„Gewönne ich, mein Kind, im Lotto.“

„Kamst mit du auf die Reime, Otto.“

Das war verdrücklich, diesen Reim hätte ich selbst wissen müssen. Jetzt mußte ich was ganz Schweres suchen. Warten Sie mal — ja, Paula, wie ist es damit?“

Er zuckte die Achseln. „Paula — — Paula! Das ist doch ganz einfach.“

„Das gilt nicht, damit bringen Sie noch keinen Vers zustande. Sie können doch nicht gleich voraussehen, daß die betreffende Dame studiert oder sonst etwas mit einer Paula zu tun hat.“

Er sah mich sehr von oben herab an. „Sind Sie aber schwerfälliger! Die Natur ist jedes Menschen Paula. — das paßt doch wunderbarlich für eine Ansichtskarte.“

„Ja war garbisch. „Und Gustav?“ versuchte ich es noch einmal.

Jetzt mußte er doch nachdenken. Aber er fand es:

Der Weg war weit. Ich saate mir: Du mußt, Alf!“

Jetzt ist ich hier und denk' an dich. Dein Gustav.“

„Bravo!“ sagte ich. Er aber strakte die Hand aus.

Zwei Mark bekomme ich. — Hermann, Otto, Paula, Gustav.“

„Hält mir gar nicht ein. — was soll ich mit den Reimen?“

Da wurde er energisch. „Sie haben Sie ja von mir gefordert. Das geht doch nicht, daß Sie jetzt davonlaufen und meine Reime nachher ausnutzen, ohne sie bezahlt zu haben.“

„Ja protestierte. Er wurde wild und rief die anderen Gäste zusammen. Und alle die Wälder, Hügel, Eöbne, Töchter, Onkel, Tanten usw., die bei ihm Reime gekauft hatten, standen auf seiner Seite. Denn sie hatten Reime bezahlt müssen, also mußte ich auch bezahlen, das war ihre beargwöhnliche Ansicht.“

Ich habe also damals die 2 Mark bezahlt. 50 Pfennig für jeden Reim, 50 Goldpfennig, wofürgekauft. Da ich die Reime aber selber gar nicht verwenden kann, stelle ich sie hiermit wieder zum Verkauf. Preis pro Stück 1 Goldmark. Denn ein hübsches muß ich doch auch daraus verdienen.

